

»Davon starb der Marxismus nicht«

Eine Oral History der Musiksoziologie in Berlin

Lisa-Maria Brusius

»Kurz und gut, das führte dann 1970/71 dazu, dass das Deutsche Jahrbuch für Volkskunde, das ein international renommiertes Organ war, eingestellt wurde. Weil der Strukturalismus nicht sein durfte. Und de facto haben wir mit Bierwisch einen führenden Strukturalisten gehabt. Tembrock machte Strukturalismus sowieso. Klix kam nicht um Informationstheorie [herum], wollte das auch gar nicht, war auch Strukturalist. Die Stockmanns waren stark infiziert. Und Kaden – als der Frischling dahinter, ne? (lacht) – ich war auch Strukturalist. Warum kam ich in diesen Kreis? Also das klingt jetzt irgendwie ja ein bisschen komisch, dass ich mich mit diesen Koryphäen –, nicht?! Ja. Wir machten Rundfunksendungen – bei DDR2. Carl Dahlhaus hat jede dieser Sendungen gehört.«²

Es liegt nahe, diese Erzählung aus meinem Interview mit Christian Kaden, Emeritus und Begründer des Lehrgebiets der Musiksoziologie an der Humboldt-Universität zu Berlin, als »retrospektive Illusion«³ abzutun. Eine solche methodische Kritik dreht sich im Kern um die Frage, welche Zeugnisse

1 | Der Strich am Ende eines Wortes (–) signalisiert den Abbruch eines Satzes durch den Interviewten. Dieser sollte grundsätzlich als sinnhaftes sprachliches Mittel verstanden werden.

2 | Die Rede ist an dieser Stelle von Manfred Bierwisch, Günter Tembrock, Friedhart Klix, Doris Stockmann und Erich Stockmann. Christian Kaden, Interview (2014), 01:07:35–01:08:25. Das narrative Interview wurde von der Autorin am 10. Oktober 2014 in Berlin durchgeführt und dauerte ungefähr zwei Stunden. Zitate aus dem mündlichen Interview werden im Folgenden in der Transkription zwecks Lesbarkeit sprachlich geglättet, da dieser Aufsatz nicht beabsichtigt, eine linguistische Analyse durchzuführen.

3 | Martin Osterland, »Die Mythologisierung des Lebenslaufs. Zur Problematik des Erinnerns«, in: *Soziologie: Entdeckungen im Alltäglichen*. Hans Paul Bahrdt. *Festschrift zu seinem 65. Geburtstag*, hrsg. von Martin Baethge und Wolfgang Eßbach, Frankfurt am Main und New York 1983, S. 279–290, hier S. 285; vgl. auch Daniel Bertaux und Isabelle Bertaux-Wiame, »Autobiographische Erinnerungen und kollektives Gedächtnis«, in: *Le-*

und Dokumente bei einer fachgeschichtlichen Untersuchung herangezogen werden sollen. Diskussionen dieser Art lassen sich in Debatten zur biographischen Forschung verorten, die innerhalb der Geschichtswissenschaften in Deutschland seit den 1970er Jahren intensiv geführt wurden. Die vermehrte Verwendung von Zeitzeugeninterviews ging einher mit einer Verlagerung vom Makro- zum Mikrohistorischen, die es ermöglicht, Machtverhältnisse auf der Ebene zwischenmenschlicher Verhältnisse zu identifizieren, anstatt sie lediglich auf Kategorien institutioneller und ökonomischer Strukturen zurückzuführen.⁴ Eine solche subjektive Perspektive ist unabdingbar, nicht nur, wenn differenziert nach den Handlungsmöglichkeiten und -motivationen eines Individuums innerhalb struktureller Macht gefragt werden soll, sondern auch für die Frage, inwiefern Individuen selbst diese Machtstrukturen mit erzeugen.⁵

Die zahlreichen Vorwürfe, denen sich das Gebiet der Oral History im Rahmen dieser Debatten stellen musste und mitunter immer noch muss, lassen sich auf zwei Hauptkritikpunkte reduzieren:⁶ Auf der einen Seite werden Bedenken hinsichtlich der erforschten Zeitzeugen geäußert. Dabei wird die Subjektivität der Darstellung beanstandet, beziehungsweise ein Mangel an Objektivität und somit an repräsentativem Wert. Auf der anderen Seite wird die Rolle der oder des Forschenden kritisiert. Die Produktion der Quelle erfolgt in der Oral History maßgeblich durch die Historiker selbst, was häufig grundlegende Zweifel an ihrem Quellenwert aufkommen lässt. Ähnliche Einwände ließen sich allerdings durchaus auch in Hinblick auf konventionellere Methoden der Archivforschung formulieren. Denn auch ArchivhistorikerInnen treffen eine bewusste Auswahl an Quellen und produzieren die Bedeutung einer Quelle durch eine Interpretation selbst mit. Ebenso hängt die klassische Quellenanalyse häufig an subjektiven Darstellungen wie zum Beispiel Tagebüchern oder Briefen.

benserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der »Oral History«, hrsg. von Lutz Niethammer unter Mitarbeit von Werner Trupp, Frankfurt 1985, S. 146–165, hier S. 153.

4 | Vgl. Georg G. Iggers, *Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert. Ein kritischer Überblick im internationalen Zusammenhang*, Göttingen 2007, S. 95; vgl. auch Anne C. Shreffler, »Berlin Walls: Dahlhaus, Knepler, and Ideologies of Music History«, in: *The Journal of Musicology* 20 (2003), H. 4, S. 498–525, hier S. 523.

5 | Vgl. Alf Lütke, »Introduction. What is the history of everyday life and who are its practitioners?«, in: *The History of Everyday Life: Reconstructing Historical Experiences and Ways of Life*, hrsg. von Alf Lütke, Princeton, NJ 1995, S. 3–40, hier S. 8.

6 | Für eine umfassendere Darstellung der Methodenkritik siehe Dorothee Wierling, »Oral History«, in: *Aufriß der historischen Wissenschaften*, hrsg. von Michael Maurer (= Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft 7), Stuttgart 2003, S. 81–151, hier S. 86–89.

Gedächtnis wird in der Oral History als »persönliches Produkt und sozialer Prozess« verstanden.⁷ Der Ansatz fragt daher nicht vorrangig nach historischen Ereignissen, sondern vor allem, wie diese erfahren, erinnert und dargestellt werden. Dies bedeutet selbstverständlich nicht, dass diese Form der Erzählung nicht auch als Hinweis auf historische Begebenheiten und Umstände gewertet werden kann.⁸ Die subjektive Darstellung durch den Zeitzeugen im narrativen Interview gibt jedoch hauptsächlich Aufschluss über das Verhältnis zwischen erlebter und erzählter Lebensgeschichte.⁹ Eine hermeneutische Auswertung sollte daher immer in Hinblick auf den Gesamtzusammenhang der erzählten wie der erlebten Lebensgeschichte und unter Bezug auf die »funktionale Be-deutsamkeit« der Selbstrepräsentation stattfinden.¹⁰ Ein besonderer Mehrwert der mündlich erzählten Geschichte, insbesondere des narrativen Interviews, entsteht durch Mechanismen der Erzählung selbst: durch Spontaneität, durch den Rückblicks- und Erinnerungsprozess und durch die Wirksamkeit von Zug- und Erzählwängen.¹¹

PROBLEME DER ZEITGENOSSENSCHAFT UND ZUGEHÖRIGKEIT IN DER ZEITGESCHICHTLICHEN ERFORSCHUNG DES EIGENEN FACHES

Dieser Aufsatz beabsichtigt – im Vorfeld einer Analyse des Interviews mit Christian Kaden – die Oral History als Form der Geschichtsschreibung für Fragen der Wissenschaftsgeschichte reflexiv zu diskutieren. Der erste Teil geht daher auf die spezifische Methodenproblematik ein, die sich aus der Sonderposition von (Nachwuchs-)Forschenden in einer fachinternen zeitgeschichtlichen Konstellation ergibt: Der oder die Forschende ist selbst Teil des Systems von Abhängigkeiten und Hierarchien, das er oder sie erforscht. Eine eingehende Reflexion dieser Position ist daher insbesondere für den Kontext dieses Bands, der von NachwuchswissenschaftlerInnen konzipiert wurde, relevant. Die Diskussion dieses Aspekts wird in einem allgemeinen Sinne auf die Oral History als Modus der wissenschaftsgeschichtlichen Erforschung des eigenen Faches

7 | Wierling, »Oral History« (2003), S. 101.

8 | Vgl. ebd., S. 87.

9 | Vgl. Gabriele Rosenthal, *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*, Frankfurt am Main und New York 1995, S. 20.

10 | Ebd., S. 24.

11 | Vgl. Gabriele Rosenthal, *Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung* (= Grundlagentexte Soziologie), Weinheim und München 2005, S. 141; vgl. ihr Methodenkapitel zu Prinzipien der Gesprächsführung, in: Rosenthal, *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte* (1995), S. 186–207.

eingehen; ein auf die Musikwissenschaft fokussierter Blick ist für diese rein methodische Fragestellung nicht notwendig.

Für die Diskussion der Rolle der Forschenden in gegenwartsbezogenen Untersuchungen lässt sich die wissenschaftstheoretische Überschneidung zwischen Zeitgeschichte und Sozial- und Kulturanthropologie zur Grundlage nehmen.¹² Die Ansätze eint nicht nur die Zeitgenossenschaft zwischen Forschenden und Erforschten, sondern resultierend daraus auch eine forschungsethische Verantwortung gegenüber Interviewpartnern und sich selbst. Diese Zeitgenossenschaft schlägt sich als eine methodische Grundproblematik der fachinternen Wissenschaftsgeschichte nieder: als persönliche Eingebundenheit der oder des Forschenden in die »soziale Welt«¹³ der eigenen Disziplin. Insofern ist es notwendig, auf »die vertraute [wissenschaftliche] Welt jenen distanzierten Blick zu richten, den der Ethnologe [...] spontan auf eine Welt richtet«.¹⁴ Die Methodendiskussion der Sozial- und Kulturanthropologie mit Schwerpunkt darauf, wie das Problem der hierarchiebedingten Abhängigkeit der oder des Forschenden in wissenschaftlichen Untersuchungen mit Gegenwartsbezug reflektiert wurde, kann hierfür zur Orientierung dienen.

Die Sozial- und Kulturanthropologin Teresa Brinkel hat im Zusammenhang mit der »volkskundlichen Wissensproduktion in der DDR« die Potentiale und Probleme dargestellt, die bei einer »insider ethnography« wissenschaftlicher Netzwerke entstehen.¹⁵ Die Methode der Oral History bildet dabei einen essentiellen Bestandteil von Brinkels Vorgehensweise, um sowohl die Gegenwart als auch die jüngste Geschichte zu untersuchen. Eine konzeptionelle Nähe und Überlappung von Oral History und Sozial- und Kulturanthropologie ist daher auch in ihrer Darstellung gegeben. Sie weist auf vier Problemschwerpunkte hin, die bei der fachinternen Oral History durch Nachwuchswissen-

12 | Wie Hans Medick überzeugend dargestellt hat, können ethnologische Erkenntnisweisen zudem durchaus wertvolle Perspektiven für historische Fragestellungen eröffnen: Sie können zentristische und unilineare historische Sichtweisen relativieren, indem sie die »*Verschiedenheiten* menschlicher Erfahrung« und somit unterschiedliche historische Wirklichkeitsbereiche in den Vordergrund rücken. Hans Medick, »Missionare im Ruderboot? Ethnologische Erkenntnisweisen als Herausforderung an die Sozialgeschichte«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 10 (1984), H. 3, S. 295–319, hier S. 302 f. (Herv. orig.).

13 | Pierre Bourdieu, *Homo academicus*, Frankfurt am Main 1992, S. 31.

14 | Ebd., S. 10 f.

15 | Vgl. Teresa Brinkel, *Volkskundliche Wissensproduktion in der DDR. Zur Geschichte eines Faches und seiner Abwicklung* (= Studien zur Kulturanthropologie/Europäischen Ethnologie 6), Berlin und Zürich 2012; Teresa Brinkel, »Forschende im Fokus. Zu den Potentialen und Problemen der Wissensforschung in den Kulturwissenschaften«, in: *Anthropos* 103 (2008), H. 2, S. 527–539.

schaftler auftauchen: »research-up« und die Kontexte der wahrgenommenen Ungleichheit zwischen Forschenden und Erforschten (1), die Spezifik des Expertenstatus (2), die Angst des Feldes vor dem Forscher (3) und der Kontext und Effekt von Veröffentlichungen (4).¹⁶

Den Grund für die Ungleichheit zwischen Forschenden und Erforschten sieht Brinkel vor allem in der »research-up« beziehungsweise »study-up«-Konstellation.¹⁷ Dieser methodische Ansatz verfolgt das Ziel, eine vorhandene Asymmetrie in der sozial- und kulturanthropologischen Forschung umzukehren, in welcher konventionellerweise »von oben nach unten« geforscht wurde, also entlang eines sozialen Gefälles und innerhalb marginalisierter Gruppen. Dem wurde ein Forschungsmodell entgegengesetzt, das gezielt Personen und Netzwerke erforscht, die macht- oder sozialhierarchisch höher gestellt sind, also über ein größeres kulturelles, soziales oder ökonomisches Kapital verfügen.¹⁸ Diese Ungleichheit kann sich als besonders einflussreich auf eine Untersuchung erweisen, insbesondere in wissenschaftsgeschichtlichen Studien, die von Nachwuchsforschenden innerhalb der eigenen Disziplin durchgeführt werden.¹⁹

Aus dem »research-up«-Modell geht Brinkels zweiter Punkt, der Expertenstatus der oder des Befragten, hervor. Sowohl in der Fremd- wie in der Selbstwahrnehmung der befragten Person ist diese ein fachlicher Experte und verfügt somit über eine größere Deutungshoheit als der oder die Wissenschaftsforschende. Damit kann zudem ein hohes Maß an Selbstreflexion der oder des Interviewten einhergehen. Dies führte im Fall meines Interviews mit Christian Kaden zum Beispiel dazu, dass er sich ein Skript vorbereitet hatte, von dem er erst im Laufe des Interviews zunehmend abwich. Während ein solches Skript bei einem thematischen Interview durchaus zur inhaltlichen Stringenz beiträgt, kann dies in einem biografisch-narrativen Interview hinderlich für die erwünschte Spontanität der Erzählung sein.

Zum dritten und vierten Punkt merkt Brinkel an, dass sich sowohl die Forschenden als auch die Erforschten in ein Abhängigkeitsverhältnis begeben, in dem Publikationen für beide Seiten einen negativen Effekt haben können.²⁰ Im Zuge dessen führt dies auf beiden Seiten zu einer (Selbst-)Zensur. Die Auswirkungen dieses Abhängigkeitsgefüges treffen auf NachwuchswissenschaftlerInnen in besonderem Maße zu. In dieser gegenseitigen Abhängigkeit der forschenden und erforschten Personen besteht eine Hauptproblematik der Oral History des eigenen Faches. Aus diesem Grund muss sie nicht nur thematisch

16 | Vgl. Brinkel, »Forschende im Fokus« (2008), S. 532.

17 | Vgl. ebd., S. 533 f.

18 | Vgl. ebd., S. 533.

19 | Vgl. ebd.

20 | Vgl. ebd., S. 535.

blinde Flecken hinnehmen, sondern bedient und reproduziert zudem existierende Hierarchien durch die Einschränkung ihrer kritischen Möglichkeiten.

Die oben genannten Probleme der fachinternen wissenschaftsgeschichtlichen Zeitzeugenforschung sind unvermeidbar. Eine Möglichkeit, ihren Einfluss insbesondere in Hinblick auf Brinkels letzte beide Punkte zu verringern, besteht darin, den thematischen Schwerpunkt so zu setzen, dass fachpolitische Themen, wie zum Beispiel die Besetzung von Lehrstühlen, gemieden werden. Dagegen spräche, dass die Darstellung dadurch an kritischem Potential einbüßt. Eine weitere Möglichkeit ist es, den Fokus der Fragestellung verstärkt auf die Art und Weise zu legen, *wie* der Zeitzeuge²¹ die Geschichte darstellt. Der erzählten Geschichte Platz einzuräumen, mindert die allzu direkte Verwicklung in die zeithistorischen und sozialen Geflechte der jeweiligen Fachwelt, da die Forscherin lediglich eine Beobachterrolle zweiten Grades einnimmt. Sie beobachtet, wie der Zeitzeuge beobachtet und wie er seine Erfahrungen darstellt. Die Nachwuchswissenschaftlerin ist so mit einem verträglichen Maß an forschungsethischen Fragen bezüglich des Zeitzeugen konfrontiert, weniger jedoch mit Fragen, die fachpolitische Themen oder weitere Personenkreise der jeweiligen Fachwelt betreffen. Beide genannten Strategien kommen in der folgenden Analyse von Kadens Erzählungen zum Tragen, in welcher ich ein in seiner Darstellung prominentes Narrativ der »relativen Unabhängigkeit«²² der Musiksoziologie herausarbeite.

DAS NARRATIV DER »RELATIVEN UNABHÄNGIGKEIT« DER MUSIKSOZIOLOGIE

Anhand der folgenden Analyse meines Interviews mit Christian Kaden möchte ich verdeutlichen, wie ein durch die subjektive Perspektive des Zeitzeugen konstruierter historischer Wirklichkeitsbereich etablierte Deutungsmuster und bestehende Interpretationen historischer Forschung relativieren kann.²³

21 | Aus Gründen der Lesbarkeit spiegelt im Folgenden das grammatikalische Geschlecht ausschließlich das der entsprechenden Interviewkonstellation wider.

22 | Kaden, Interview (2014), 00:34:30.

23 | Für den Gesamtzusammenhang des Interviews ist es wichtig, den zeitlichen Kontext und meine eigene Position zu reflektieren. Das Interview wurde in einer Phase der langwierigen Neubesetzung des Lehrstuhls für Musiksoziologie und Historische Anthropologie der Musik an der Humboldt-Universität zu Berlin geführt; im September 2013 war die Stelle, nun umbenannt, als Professur für »Transkulturelle Musikwissenschaft und Historische Anthropologie der Musik« zum zweiten Mal nach Kadens Emeritierung ausgeschrieben worden. Insofern ist es notwendig, sich bewusst zu sein, dass das Interview nicht nur die Darstellung eines Karriereabschnitts, sondern für Kaden sicherlich auch die

Dieser Analyse werde ich ein Beispiel aus der Forschung zur Geschichte der Musikwissenschaft in der DDR und BRD entgegensetzen. Hierfür beziehe ich mich auf Anne Shrefflers Aufsatz »Berlin Walls«, in dem sie einen relativ klaren Ost-West-Dualismus innerhalb der historischen Musikwissenschaft der DDR und BRD identifiziert.²⁴ Dabei stellt sie fest, dass, während die Veröffentlichungen westdeutscher Musikwissenschaftler wie zum Beispiel Dahlhaus, Leo Treitler oder Walter Wiora von Georg Knepler zur Kenntnis genommen und kritisch rezipiert wurden, dies umgekehrt nur auf implizite Weise und nicht öffentlich der Fall war.²⁵ Sie deutet damit auf eine gewisse Ungleichheit zwischen der wissenschaftlichen Anerkennung von Dahlhaus in ostdeutschen und Knepler in westdeutschen Kreisen der historischen Musikwissenschaft hin.²⁶

Obwohl die deutsch-deutsche Teilung zweifelsohne ein politisches und ideologisches Faktum war, kann dieser Dualismus in Bezug auf den Einzelakteur leicht zu reduktionistisch ausfallen. Auch wenn es plausibel ist, sich im weiteren Sinne Shrefflers Deutung anzuschließen und, um bei dem Beispiel zu bleiben, Georg Knepler als »Repräsentanten marxistischer Musikwissenschaft«²⁷ zu bezeichnen, so scheint es dennoch notwendig, Rücksicht auf die Abstufungen innerhalb dieser recht undifferenzierten Kategorie zu nehmen und zu betonen, dass Knepler im Laufe seiner musikwissenschaftlichen Laufbahn durchaus einen Wandel in seinen individuellen ideologischen Einstellungen und Überzeugungen vollzog. Knepler tauschte nie seinen österreichischen Pass gegen den DDR-Pass ein. Auch deuten Indizien auf einen ideologischen Gesinnungswandel oder eine Ambivalenz Kneplers hin, der einerseits noch 1964/65 Teil einer ideologisch motivierten Kampagne gegen den am musik-

eines Lebenswerks war. Ich selbst habe im Jahr 2010, kurz vor Kadens Emeritierung, am Institut für Musikwissenschaft der Humboldt-Universität mit dem Studium begonnen. Wenngleich mein Interesse damals hauptsächlich der Musiksoziologie galt, so konnte ich lediglich eine Vorlesung zur Musikethnologie bei Christian Kaden besuchen. Allerdings wurde ich später durch mehrere seiner DoktorandInnen in Seminaren unterrichtet.
24 | Vgl. Shreffler, »Berlin Walls« (2003).

25 | Kneplers, Harry Goldschmidts oder Frank Schneiders Bücher seien, so Shreffler, nicht rezensiert worden. Auch wenn das Fehlen entsprechender Referenzen zu Publikationen »marxistischer« Kollegen, wie Shreffler anmerkt, teilweise der Schreibpraxis von Dahlhaus geschuldet gewesen sei und nicht als absichtliche Geringschätzung seiner ostdeutschen Kollegen verstanden werden dürfe (vgl. ebd., S. 501), so suggeriert die von Shreffler beschriebene Asymmetrie dennoch, dass es zumindest de facto eine Ausgrenzung der DDR-Musikwissenschaft aus dem westdeutschen wissenschaftlichen Diskurs gab.

26 | Vgl. ebd., S. 500 f.

27 | Ebd., S. 502.

wissenschaftlichen Institut in Leipzig ansässigen Eberhardt Klemm war,²⁸ sich andererseits aber einige Jahre später für den ›Prager Frühling‹ einsetzte und daraufhin »pensioniert« wurde.²⁹ Shreffler selbst relativiert angesichts Kneplers »Anti-Dogmatismus«, den er ihr in einem persönlichen Briefwechsel im Jahr 2001 schilderte, ihre These der ideologischen Trennung.³⁰ Derartige Schattierungen, die sich nicht zwangsweise direkt im wissenschaftlichen Schrifttum eines Zeitzeugen widerspiegeln, können von diesem in einem Interview besonders differenziert dargestellt werden. Die Oral History ermöglicht somit in besonderem Maße, Aspekte individueller Überzeugungen und Wandlungen sichtbar zu machen.

Ich möchte im Folgenden ein Erzählmuster Kadens anhand einer erzählerischen Geste herausarbeiten, die in unterschiedlichen Ausprägungen in dem Interview wiederkehrt. Das Narrativ, um das es gehen soll, ist eines der »relativen Unabhängigkeit« der Musiksoziologie und der systematischen Musikwissenschaft, der Grenzüberschreitung und des ›trotzdem Weitermachens‹, eines der Betonung des ›Widers‹, der subtilen Resistenz und des vorsichtigen Nicht-Konsenses – eine Darstellung, welche die absolute Integrität und Undurchlässigkeit einer ideologischen Grenze negiert. Dieses Narrativ kristallisiert sich in Bezug auf unterschiedliche Themen als eine zeitliche und räumliche Überschreitung politisch-ideologischer Grenzen heraus. Eine solche Grenze bildete in dem Interview nicht nur die geographische Grenze zwischen DDR und BRD oder die zeitliche Grenze der Übergangszeit der Jahre des Mauerfalls und der Wiedervereinigung nach 1989/1990, sondern auch das Jahr 1971. Dieses Jahr markiert das Ende der Amtszeit Walter Ulbrichts als Erster Sekretär des Zentralkomitees der SED. Im Interview ging Kaden zunächst auf die Zeit zwischen 1990 und der Gegenwart ein, bevor er sich in einem Rückblick mit der Zeit vor der Wende beschäftigte. Die Zäsur in den frühen 1970er

28 | Vgl. Lars Klingberg, »Die Kampagne gegen Eberhardt Klemm und das Institut für Musikwissenschaft der Universität Leipzig in den 60er Jahren«, in: *Berliner Beiträge zur Musikwissenschaft: Beihefte zur Neuen Berlinischen Musikzeitung* 9 (1994), H. 3, S. 45–51; vgl. Gerd Rienäcker, »Konzepte marxistischer Musikhistoreographie – Errungenschaften und Probleme«, in: *Musikwissenschaftlicher Paradigmenwechsel? Zum Stellenwert marxistischer Ansätze in der Musikforschung*, hrsg. von Wolfgang Martin Stroh und Günter Mayer, Oldenburg 2000, S. 112–121, hier S. 118.

29 | Kaden, Interview (2014), 00:40:00. Weiter erschlossen wurde diese Thematik durch Lars Klingberg, »Georg Knepler und die gescheiterten musikwissenschaftlichen Publikationsprojekte in der DDR in den 1950er und 1960er Jahren«, in: *Musikwissenschaft und Vergangenheitspolitik: Forschung und Lehre im frühen Nachkriegsdeutschland*, hrsg. von Jörg Rothkamm und Thomas Schipperges, München 2015, S. 417–434, insbesondere S. 420 f.

30 | Shreffler, »Berlin Walls« (2003), S. 521, Anm. 83.

Jahren fällt in narrativ-formaler Hinsicht schwächer aus und spiegelt sich nicht eindeutig in der Interviewgestalt wider. Inhaltlich jedoch macht Kaden diesen Einschnitt, der nicht nur politisch, sondern für ihn auch fachlich aufgrund seiner Promotion im Jahr 1973 von Bedeutung war, verhältnismäßig stark.

Das Narrativ der »relativen Unabhängigkeit« taucht zum Beispiel auf, wenn Kaden sich auf die (von mir so nicht gestellte) Frage bezieht, wieso man nach 1971 mit dem systematischen Ansatz und der Musiksoziologie »einfach weitermachen« konnte.³¹ Inhaltlich beschreibt er in diesem Kontext, wie während Ulbrichts Amtszeit als Erster Sekretär kybernetische Ansätze in der Wissenschaft, zum Beispiel »Kybernetik und Gesellschaft« (1964) von Georg Klaus, im Zuge des wirtschaftlichen Neuen Ökonomischen Systems der Planung und Leitung (NÖSPL) gefördert wurden. Die »systemische« oder »systembezogene Musikwissenschaft« fuhr somit bis zum Politikwechsel 1970/71 auf einem »offiziell geförderten Schlitten«.³² Kaden reflektiert diesen Wechsel folgendermaßen:

»Ja und dann kam Honecker ran und auf einmal wurde die Systemmacke, wie's hieß, völlig gekappt. Und das Interessante war, dass Leute wie Kluge – deshalb erwähne ich den jetzt – und Knepler, und ich dann hinterdrein, einfach weitergemacht haben mit dem Zeug, von dem wir überzeugt waren, dass das gut ist.«³³

31 | Kaden, Interview (2014), 00:48:26; zu Kadens Verwendung und Abgrenzung der Begriffe »systematische Musikwissenschaft« und »Musiksoziologie« siehe Christian Kaden, *Musiksoziologie*, Berlin und Wilhelmshaven 1984, S. 48–63.

32 | Kaden, Interview (2014), 00:42:57; Kaden, *Musiksoziologie* (1984), S. 51.

33 | Kaden spricht hier von Reiner Kluge, emeritierter Professor für Systematische Musikwissenschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin. Kaden, Interview (2014), 00:48:06–00:48:34; Kaden relativiert die Einfachheit dieser Richtung, indem er schildert, wie Kluge trotz Widerstand, beispielsweise auf dem Beethovenkongress 1977 in Ostberlin, seine Position wahrnehmen konnte, um den kybernetischen Ansatz durchzusetzen; Kaden: »Kluge hat den ›front man‹ damals gemacht. Das würde sich heute eben keiner mehr trauen. Und ich kann nicht sagen, ich hab' das damals durchgeboxt. Kluge war ein guter Parteigenosse. Der war in der SED-Kreisleitung. Der war mal Mitarbeiter beziehungsweise kurzzeitig stellvertretender Direktor vom Rechenzentrum aufgrund seiner mathematischen Qualifikation. Er hat aber eigentlich nie bloße Schaumschlägerei gemacht [...]. Also mit dem, dem konnte man noch was durchsetzen. Natürlich hatte er, wenn er dich verteidigt hat auch seine eigenen Interessen wahrgenommen. Ich will ihn jetzt nicht zum ›golden hero‹ machen, aber es passierte dadurch, dass wir tatsächlich bis 1980 ungefähr ein Konzept der systematischen Musikwissenschaft in den Lehrplan, also in die Studienpläne bekamen, und zwar verbindlich für die ganze DDR [...]«. Kaden, Interview (2014), 00:50:17–00:51:12.

In dieser Aussage rückt Kaden den nach Ulbrichts Amtszeit wissenschaftlich und ideologisch verpönten kybernetischen Ansatz in den Mittelpunkt und stellt ihn als gemäßigte Form eines wissenschaftlichen Nonkonformismus innerhalb der in der DDR üblichen und akzeptierten wissenschaftlichen Praxis dar.

Dieses Motiv der ideologischen Verweigerung taucht in ähnlicher Ausprägung in einem weiteren Zusammenhang auf, in dem Kaden schildert, wie es dazu kam, dass er sich als studierter Ethnologe einem soziologischen Ansatz zuwandte:

»Da sagte Kluge ›machen Sie doch mal Soziologie‹. Das heißt, ich bin buchstäblich in dieses Konzept von Kluge reingestupst worden. Was ich aber nicht etwa jetzt mäkelnd sage. Na ja, und was hab' ich dann gemacht? Dann bin ich zu den Fachsoziologien gegangen, die's mittlerweile gab [...]. Und da wurde mir gleich klar (amüsiert): Erstens duzten sie mich immer. Das heißt, sie hielten mich für einen Genossen. Da hab' ich dann immer Herr und Frau gesagt. Da kam man nicht gut an. Und [da] hab' ich gemerkt, was die mir für einen Stuss erzählen. Das hab' ich dann lieber eben über Literaturkontakte und dann später auch, als ich ein bisschen reisen durfte, dann über personale Kontakte mit ein paar guten westdeutschen Soziologen, Johannes Weiß zum Beispiel, [gemacht]. Und da haben wir das dann autodidaktisch nachgeholt. Aber es war natürlich auch die Chance – das will ich nicht verschweigen. Musiksoziologie galt als eine sogenannte spezielle Soziologie, die relativ unabhängig vom Marxismus-. Davon starb der Marxismus nicht. Es war also die Definition einer Nische.«³⁴

Hier betont Kaden die Bedeutung von Westkontakten und auf diese Weise die Möglichkeit der fachlichen Kompatibilität zwischen Ansätzen in der BRD und der DDR. Er versteht die Musiksoziologie explizit als ideologische Nische, die innerhalb eines politisierten wissenschaftlichen Raums eine »relative Unabhängigkeit« erlaubte. Beide Aspekte, die Bedeutung von Westkontakten und die ideologische Unabhängigkeit, gehen hier Hand in Hand. Auf ähnliche Weise markiert auch das Zitat zu Beginn dieses Aufsatzes, in dem Kaden auf die wissenschaftliche Unzulässigkeit strukturalistischer Ansätze in der DDR hinweist und in welchem er von der Radiosendung bei DDR2 berichtet, einen gewissen Nonkonformismus des wissenschaftlichen Umfelds Kadens.³⁵ Auch hier hebt er bei der Erwähnung der Radiohörgewohnheiten von Dahlhaus den grenzübergreifenden Aspekt hervor, im geografischen wie auch im fachlichen Sinne. Es geht dabei weniger um die Frage, ob Dahlhaus sich diese Sendungen tatsächlich anhörte oder nicht, sondern vielmehr darum, dass Kaden es offenbar für wichtig hält, diesen Umstand in seine Darstellung mit einfließen zu lassen.

34 | Kaden, Interview (2014), 01:13:30–01:14:34.

35 | Siehe oben S. 77.

Auch in der folgenden Aussage unterstreicht Kaden die Möglichkeiten des internationalen Austauschs über räumliche Grenzen hinweg. Er nennt zum Beispiel die Jahrestagungen in Brünn (Brno), die er als »Drehscheibe zwischen Ost und West«³⁶ bezeichnet, oder die musiksoziologische Roundtable-Tagung 1974 in Zagreb. Der Rundfunk bot auch hier wieder die Möglichkeit, in Berlin über die Grenze »hinweg zu hören«.³⁷

»Und dann hat da der Heister eine Konferenz organisiert in Westberlin mit jüngeren Leuten. Wann wird das gewesen sein? Ende der 70er. Da ging es um Musik und Arbeit oder die Kategorie der Arbeit in der Musik. Ich kann das leider nicht mehr genau erinnern. Und da hab' ich irgendwo auf'm RIAS oder SFB oder wo Dahlhaus gehört, wie er sich sehr positiv [zu] dieser Idee, dass die Kategorie der Arbeit für die Musikästhetik wichtig sein könnte, [geäußert hat].³⁸ Entsprach eigentlich seiner Autonomieästhetik nur bedingt. Aber ich habe mir natürlich vorgestellt, der konnte sich dann das ausarbeiten und so weiter. Es ist wirklich nicht so, dass Dahlhaus, wie das jetzt manche konservativen Brüder machen, das nicht zur Kenntnis genommen hätte. Ich erinnere mich, ich bin ihm eigentlich in meinem Leben nur spurenelementhaft begegnet und mich selber wird er kaum wahrgenommen haben. Das eine Mal hätte ich ihm begegnen können, das war eine tatsächlich sehr gute Tagung über Musiksoziologie (lacht) 1974 in Zagreb. Es gab in Zagreb den Ivo Supićić und dann diese heute noch existierende Zeitschrift [...] *IRASM*, *International Review of the Aesthetics and Sociology of Music*. Und diese Zeitschrift fing damals mit Paukenschlägen an. Konnte man jeden Artikel lesen. Viele Westautoren. Semiotik. Gut, Jugoslawien war ja eigentlich Westen für uns, nicht? Und da hat der Supićić dann so ein Call for Papers gemacht. Hab' ich einfach hingeschrieben und mich angemeldet. Dass sie mich nicht damals [eingelocht] haben, [das begreif ich] bis heut' nicht. Stattdessen haben sie so reagiert, was nicht zu erwarten war, dass sie eine Delegation machten. Da fuhren dreie mit mir noch. [...] [U]nd da kamen auch alle möglichen Leute. Dahlhaus kam wieder nicht, weil er wieder krank war. Und hatte aber eben einen Grundsatzartikel geschrieben. Der war-, ja, ich hab' mich dann später mit ihm kritisch in meinem Buch auseinandergesetzt. [...]. Und dann bin ich ihm begegnet in Brünn. Da war er ohne zu referieren da. Brünn waren diese Jahrestagungen. Das war eine Drehscheibe zwischen Ost und West. Da ging's um Semiotik.«³⁹

36 | Kaden, Interview (2014), 01:51:47.

37 | Gemeint ist hiermit das zweite Symposium der International Musical Society, das vom 23. bis zum 27. Juni 1974 in Zagreb stattfand. Diskussionen dieser Tagung sind in der Ausgabe vom *International Review of the Aesthetics and Sociology of Music* 6 (1975), H. 1 nachzulesen.

38 | Gemeint sind die beiden Rundfunkanstalten »Rundfunk im amerikanischen Sektor« und »Sender Freies Berlin«.

39 | Kaden, Interview (2014), 01:49:09–01:51:55.

Kaden hebt hier hervor, inwiefern es grenzüberschreitende Momente des wissenschaftlichen Austauschs zwischen der DDR und der BRD gab. Dabei wird allerdings kaum zwischen Musiksoziologie und anderen Fachzweigen differenziert. Die Nischenposition der Musiksoziologie unterstreicht er in diesem Fall nicht, sondern eher ihre internationale Anbindungsfähigkeit.

Anders ist dies in der folgenden Aussage, in der Kaden die Bedeutung der Außenposition der Musiksoziologie, insbesondere für seine wissenschaftliche Laufbahn, betont. Er formulierte dies zu Beginn des Interviews bezüglich des Themenbereichs der ›Unabhängigkeit der Forschung‹ in gegenwärtigen Kontexten:

»[Die] Musiksoziologie hat sich nicht um eine Lobby bemüht. Und zwar nicht, weil wir zu faul waren, sondern weil ich der Meinung bin – das ist eine Erfahrung aus der DDR, da kann ich dann gleich zur DDR kommen – dass man durchaus Vorzüge hat, wenn man sich nicht einordnet in Mainstreams oder in für die Karriere förderliche Transportbänder.«⁴⁰

Auch kurz darauf kommt die bereits angesprochene ideologische und politische »relative Unabhängigkeit« der Musiksoziologie nochmals zum Tragen. Deutlicher tritt hier die Verbindung zur politischen Dimension hervor. Und auch die Bedeutung für Kadens akademische Karriere nach der Wende kristallisiert sich klar heraus:

»Ich bin kein Anhänger mehr von Theodor Adorno und seiner kritischen Theorie, aber er war immerhin einer derjenigen, mit aller Verblasenheit, die ich ihm heute zusprechen würde, der Musik selber und auch Musikwissenschaft als eine kritische Instanz, als eine Instanz des Einspruchs, des Widerspruchs [verstand]. Und ich bin damit ständig schon bei der DDR, weil das natürlich die Herausforderung war, sich in diesem repressiven System-. Und das ist das Erstaunliche, dass das gelingen konnte. Und auch nicht nur über Vernichtung. Obwohl ich als Musiksoziologe wahrscheinlich zu klein, und klein genug war, um eher in eine Nische zu kommen. Aber diese relative Unabhängigkeit zu sichern, dadurch war es mir möglich, sofort nach der Wende, und auch schon vorher, mit Kollegen aus dem Westen qualifiziert zu kommunizieren und zu kooperieren. Weil man diesen Nachholbedarf, jetzt aus der einen Abhängigkeit sich in die andere begeben zu müssen und erst dann wieder spruchfähig zu sein, eben nicht hatte.«⁴¹

40 | Kaden, Interview (2014), 00:26:57–00:27:23.

41 | Diese Aussage erfolgte im Zuge einer konkreten Nachfrage zum politischen Unabhängigkeitspotential der Musiksoziologie. Das Stichwort und Thema der politischen Abhängigkeit oder Unabhängigkeit der Forschung war jedoch durch Kaden bereits selbst thematisiert und ausgeführt worden. Kaden, Interview (2014), 00:33:45–00:34:50.

Die Kooperation mit der Musikwissenschaft im Westen geht auch in dieser Schilderung mit der »relativen Unabhängigkeit« der Musiksoziologie einher. Nach dieser Darstellung gewährleisteten jene beiden Aspekte die Möglichkeit der Kontinuität nach 1990.

Das Narrativ der Grenzüberschreitung und der »relativen Unabhängigkeit« ist verschränkt mit einem weiteren, vordergründig politischen Narrativ innerhalb des Interviews, das gut zusammengefasst wird durch Kadens Aussage, dass man »wenn man darüber nachgedacht hat, nicht so viel dummes Zeug machen« musste.⁴² Diese Einstellung resoniert stark mit dem Erzählmuster, dass sich die Musiksoziologie als eine Art »Freiraum« innerhalb eines repressiven Systems entwickeln konnte.⁴³ An einer anderen Stelle erklärt Kaden, dass es »schon viel war, wenn man nicht mit dem Strom schwamm«:

»Wie kam das in der DDR dazu?⁴⁴ Ich würde sagen, es war die spezielle Chance, in einer repressiven Wissenschaft, äh, in einer repressiven Gesellschaft, und das können Sie behutsam verallgemeinern, mit List und Klugheit – Tücke nicht (lacht) – etwas zu bewegen. Das wird erstens unterschätzt, dass das in der DDR möglich war – die DDR war *nicht* der Nationalsozialismus, wo solche Freiräume unendlich viel schwieriger erkämpft werden mussten, aber zum Teil auch erkämpft werden konnten. Das ist das eine. Man musste dort nicht immer der willige Vollstrecker sein. Deshalb find ich den [Daniel] Goldhagen nach wie vor mit der zwar sehr bitteren und sehr spitzen Diagnose ganz wichtig. Weil es sagt:⁴⁵ Es hätte nicht ganz so sein müssen. In der DDR, würde ich sagen, hätten viel mehr Leute viel mehr Möglichkeiten gehabt, als sie ex post facto einräumen. Ich will nicht das pathetische Wort des Widerstands unbedingt bemühen. Aber sagen wir so: Es war schon viel, wenn man nicht mit dem Strom schwamm. Ja, das ging. Das ging. Warum das mit der Musiksoziologie gut ging, war die schon erwähnte Profilierungssucht oder auch -notwendigkeit der DDR.«⁴⁶

42 | Diese Aussage ist in ihrem Originalkontext rein politisch gemeint und bezieht sich auf die Teilnahme an Aktivitäten der FDJ als Kompromiss, den man eingehen konnte, um auf die Oberschule gehen zu können. Kaden, Interview (2014), 01:25:16.

43 | Kaden, Interview (2014), 00:36:50.

44 | Im Kontext ist damit gemeint: Wie kam es dazu, dass sich die Musiksoziologie als Fach durchsetzen konnte?

45 | »Es« bezeichnet wahrscheinlich Daniel Jonah Goldhagens Buch *Hitler's Willing Executioners. Ordinary Germans and the Holocaust*, New York 1996.

46 | Mit dieser »Profilierungssucht« der DDR begründet Kaden an anderer Stelle den politisch-ökonomischen Kurswechsel zum NÖSPL und den wissenschaftlichen Kurswechsel zur Kybernetik, welcher die systematische Musikwissenschaft vor 1971 als Fach legitimierte. Kaden, Interview (2014), 00:36:10–00:37:51.

Kadens Formulierung »nicht mit dem Strom schwimmen« muss klar unterschieden werden von »gegen den Strom schwimmen«. Wie Kaden einräumt, beschreiben Begriffe wie Widerstand, wahrscheinlich auch die des alltäglichen Widerstands oder des zivilen Ungehorsams, die Sache nur bedingt. Die Rede ist von einem intendierten oder zumindest bewussten Nicht-Konsens. Das politische Narrativ des »nicht mit dem Strom Schwimmens« folgt einer ähnlich nonkonformistischen Geste wie Kadens Betonung geografisch und ideologisch grenzüberschreitender Momente.

Das von Kaden geschilderte Gegennarrativ deckt sich in zahlreichen Merkmalen mit einem Bericht, den der informelle Mitarbeiter (IM) ›John‹, der im Bereich Musikwissenschaft der Humboldt-Universität beschäftigte Heinz Alfred Brockhaus, im Mai 1980 für das Ministerium für Staatssicherheit der DDR abfasste.⁴⁷ In diesem Bericht identifiziert und denunziert IM ›John‹ die sogenannte ›K. Gruppe‹ anhand des Kriteriums der »Einbeziehung der Systemtheorie, der Kybernetik, überhaupt westlicher Erfahrungen der Gruppe um Adorno, Marcuse, Horkheimer, Dahlhaus u. a.«⁴⁸ Auf ironische Weise bestätigt dieser Bericht von Brockhaus so Kadens Schilderung der ideologischen Außenseiterposition der systematischen Musikwissenschaft.

FAZIT

Die augenscheinlich eindeutige Grenze zwischen der Musikwissenschaft in der DDR und der BRD, zwischen ›marxistischer‹ und ›nicht marxistischer‹ Musikwissenschaft, wird in Kadens Erzählung regelmäßig von WissenschaftlerInnen auf unterschiedliche Weise übertreten. Der erzählende Zeitzeuge relativiert eine solche klare Trennung. Auch wenn Kaden diese Aussagen nicht als eine direkte Antwort und Reaktion auf Shrefflers Thesen formulierte, welche ich erst am Ende des Interviews direkt ansprach, so scheint seine Erzählung implizit auf eine allzu verallgemeinernde und dualistische ideologische Kategorisierung zu reagieren. Natürlich ließe sich an dieser Stelle nach den Motivationen für Kadens Darstellung des Narrativs der »relativen Unabhängigkeit« fragen. Diese lassen sich allerdings ohne Unterstellungen nur sehr bedingt rekonstruieren. Da funktional betrachtet das Motiv der Grenzüberschreitung und die »relative Unabhängigkeit« der Musiksoziologie die Kontinuität über

47 | Heinz Alfred Brockhaus, »Dokument 1«, S. 106–110, zit. nach Lars Klingberg, »IMS ›John‹ und Schostakowitsch. Zur Stasi-Karriere von Heinz Alfred Brockhaus«, in: *Musikgeschichte in Mittel- und Osteuropa* 7 (2000), S. 82–116, hier S. 108.

48 | Zu der »K. Gruppe« gezählt wurden von Brockhaus Goldschmidt, Schneider, Jürgen Mainka, Günter Mayer, Hans Gunter Hoke, Reiner Kluge, Doris und Erich Stockmann, Klaus Mehner wie auch Christian Kaden. Heinz Alfred Brockhaus, »Dokument 1«, S. 108.

die Wende hinweg zu erklären vermögen, kann dies beispielsweise die Vermutung nahelegen, dass Kaden durch seine Darstellung einen in der gegenwärtigen Wissenschaft und Öffentlichkeit nicht unüblichen Ideologieverdacht gegen DDR-WissenschaftlerInnen und möglichen Vorwurf der ideologischen Vereinnahmung antizipieren wollte. Dagegen spricht zum einen, dass Kadens Erzählung weder sprachlich noch inhaltlich die Form einer Rechtfertigung annimmt, und zum anderen, dass er angesichts seiner politischen Verortung vor der Wende als Nicht-Parteimitglied unter verhältnismäßig wenig Rechtfertigungsdruck steht. Festhalten lässt sich zumindest, dass Kaden die Notwendigkeit sah, sich überhaupt bezüglich seiner politischen Ausrichtung zu positionieren.⁴⁹ Es ließe sich fragen, ob eine solche Positionierung von WestkollegInnen ausgeführt oder erwartet werden würde.

Historisch wertvoll wird Kadens Erzählung durch die differenzierten Schilderungen von Momenten des Austauschs, der Anerkennung und der gegenseitigen Kenntnisnahme der Musikwissenschaften der DDR und der BRD. Der von Shreffler in Bezug auf die historische Musikwissenschaft diagnostizierte Ost-West-Dualismus und die von ihr beschriebene Asymmetrie wird somit ergänzt und relativiert. Paradoxe Faktoren, wie beispielsweise der von ihr als widersprüchlich eingeordnete Anti-Dogmatismus Kneplers,⁵⁰ erhalten durch das Zeitzeugeninterview eine größere Beachtung und eine differenziertere Bewertung. Die durch Kaden beschriebene Binnendifferenzierung innerhalb der DDR-Musikwissenschaft widerspricht Darstellungen, welche diese auf rein ideologiekonforme Positionen reduzieren. Seine Erzählungen fügen sich somit zu einem Gegenarrativ zusammen, das struktureller Macht eine unumgängliche Determinierungsfunktion abspricht.

Das Zeitzeugeninterview und die Methode der Oral History kann, das zeigt die Analyse des Interviews mit Christian Kaden, trotz einiger methodischer Hürden einen reichen Quellenfundus für wissenschaftshistorische Fragestellungen bilden. Trotz thematischer Einschränkungen und einer Schwerpunktsetzung auf Erzählmuster des Zeitzeugen ist es möglich, das kritische Potenzial des Zeitzeugeninterviews zu bewahren und zu nutzen. Oral History bietet so die Möglichkeit, Methoden der archiv- und schriftgestützten Quellenforschung differenzierend zu ergänzen oder zu kontrapunktieren.⁵¹ Darüber

49 | Christian Kaden kommentierte hierzu auf Nachfrage: »Die Befürchtung, dass etwas von Selbstrechtfertigung an der Sache sei, teile ich – wir sind allerdings nach der Wende auch sehr mit Verdächtigungen gebeutelt worden (nach kurzer ›Willkommenskultur‹)«. E-Mail-Korrespondenz mit der Autorin, 05.12.2015.

50 | Vgl. Shreffler, »Berlin Walls« (2003), S. 521.

51 | Vgl. Geoff Eley, »Foreword«, in: *The History of Everyday Life. Reconstructing historical experiences and ways of life*, hrsg. von Alf Lüdtke, Princeton 1995, S. vii–xii, hier S. ix.

hinaus erlaubt sie, Wissenskulturen in ihrer Verbindung zu unterschiedlichen historischen Wirklichkeitsbereichen zu verstehen.

KADENZ

Am 11. Dezember 2015, während der redaktionellen Bearbeitung dieses Bands, verstarb Christian Kaden. Dieser Aufsatz soll ihm daher ein Andenken sein, in Anerkennung seiner Person und seines akademischen Lebenswerks, das Generationen von MusikwissenschaftlerInnen in Berlin und weit darüber hinaus geprägt und inspiriert hat.